

Untergetaucht

Eine junge Frau überlebt in Berlin 1940 - 1945

Bearbeitet von
Marie Jalowicz Simon, Hermann Simon

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 424 S. Paperback
ISBN 978 3 596 19827 6
Format (B x L): 12,5 x 19 cm
Gewicht: 314 g

[Weitere Fachgebiete > Religion > Jüdische Studien > Jüdische Identität & Biographien](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](#) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Marie Jalowicz Simon

Untergetaucht

Eine junge Frau überlebt in Berlin 1940–1945

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Prolog 9

EINS

»Ich sollte mich behaupten lernen«

Kindheit und Jugend in Berlin 19

ZWEI

»Allein in die Eiswüste«

Zwangsarbeit bei Siemens 41

DREI

»Ein Regenbogen von unvorstellbarer Schönheit«

Fluchtversuche und Untertauchen 101

VIER

»Das alles tut uns der Feind an«

Der erste Winter im Versteck 163

FÜNF

»Ich war das Fräulein ohne Namen«

Ein beinahe normales Leben ab 1943 263

SECHS

»Ich hatte mich nicht zu ergeben«

Der Krieg ist zu Ende 345

Nachwort 391

Personenregister 413

Abbildungsnachweis 417

Danksagung 419

1

Meine Eltern waren schon elf Jahre verheiratet, als ich am 4. April 1922 als ihr erstes und einziges Kind zur Welt kam. Diese späte Schwangerschaft war für beide eine große Überraschung.

Hermann und Betti Jalowicz waren beide in Berlin-Mitte, aber in völlig unterschiedlichen Verhältnissen aufgewachsen. Mein Großvater Bernhard Jalowicz war ein Partiewarenhändler in der Alten Schönhauser Straße – ein Trinker, der seine Frau verprügelte. Er hatte bei seiner Geburt noch Elijah Meir Sachs geheißt. Nachdem er aus Russland geflohen war, hatte er im Jahre 1870 Papiere mit dem Namen Jalowicz von einer Witwe in Calbe gekauft.

Seinen Söhnen gelang es, die Schule bis zum Abitur zu besuchen und zur Universität zu gehen. Neben dem Studium der Rechtswissenschaften engagierte sich mein Vater in der zionistischen Sportbewegung. Ostjüdische Zuwanderer galten als degeneriert durch die beengten Wohnverhältnisse im Ghetto und durch die immer gleichen Tätigkeiten wie etwa das Hausieren. Dieses Stigma sollte durch viel Bewegung an der frischen Luft in einer neuen jüdisch-nationalen Gesinnung bekämpft werden. Zeitweise war mein Vater der verantwortliche Redakteur der überregionalen »Jüdischen Turnzeitung«.

Im Sportverein *Bar-Kochba* war auch meine Mutter Betti aktiv. Ihr Vater war ein Enkel des berühmten Rabbiners Akiba Eger und gehörte damit zum jüdischen Gelehrtenadel. Dieser *Jichus* hatte es ihm ermöglicht, in die sehr reiche russisch-jüdischen Familie Wolkowyski einzuheiraten und die riesige Mitgift seiner Frau in den Aufbau eines großen Speditionshauses am Alexanderplatz zu investieren.

Meine Mutter war 1885 als Jüngste von sechs Geschwistern zur Welt gekommen. Sie war eine kleine, rundliche Person, die durch Geist, Witz und enormes Temperament gewann, sobald sie den Mund aufmachte. Schön an ihr war die ungewöhnliche Kombination von dunklen Haaren und blauen Augen, weniger schön waren ihre kurzen und dicken Beine.

Mein Vater, damals ein gutaussehender junger Mann, hinter dem viele Frauen her waren, begegnete Betti Eger zum ersten Mal am Telefon. »Ich habe so viel Gutes über Sie gehört«, soll er gesagt haben: »Da kann ich wohl nur enttäuscht werden, wenn ich Sie treffe.« Meine Mutter stieg sofort auf diesen Ton ein. Die beiden lernten sich kennen und verliebten sich. Ihre Eheschließung wurde 1911 im Rahmen einer Hausrauung in der Rosenthaler Straße 44 vollzogen. Die riesige Wohnung meiner Großeltern Eger lag den neubauten Hackschen Höfen direkt gegenüber.



Hermann und Betti Jalowicz,
die Eltern von Marie, um 1932.

In seinen ersten Berufsjahren als Anwalt hatte mein Vater eine Sozietät mit seinen Kollegen Max Zirker und Julius Heilbrunn in einer Kanzlei in der Alexanderstraße. Mit Zirker war er schon zur Schule gegangen. Nach dem Studium war dieser zu einem behäbigen Mann geworden, der sich, ebenso wie sein Sozios, gern auf gesellschaftlichen Anlässen sehen ließ. Mein Vater blieb währenddessen am Schreibtisch sitzen und erledigte die juristische Kleinarbeit der Kanzlei.

Bei Betti Jalowicz baute sich allmählich eine besinnungslose Wut auf: Sie hatte das Gefühl, dass Zirker und Heilbrunn ihren Ehemann hemmungslos ausnutzten. »Wir bauen uns eine eigene Praxis auf. Wir werden's schon schaffen«, ermutigte sie meinen Vater immer wieder. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges bezogen die beiden ihre eigenen Kanzlei- und Wohnräume in der Prenzlauer Straße 19a, wenige hundert Meter vom Alexanderplatz entfernt.

Meine Mutter widmete sich dieser Praxis mit großem Elan. Sie hatte es immer bedauert, dass sie selbst kein Abitur machen und nicht studieren durfte. Als ihre älteren Brüder Rechtswissenschaften studierten, hatte sie heimlich mitgelernt. Als junge Frau war sie zur Bürovorsteherin der großen Anwaltskanzlei ihres Bruders Leo geworden und hatte dort nicht nur das gesamte Personal angeleitet, sondern selbst ganze Schriftsätze entworfen. Diese waren juristisch oft so brillant formuliert, dass kein Buchstabe und kein Satzzeichen geändert werden musste.

Mein Vater interessierte sich zwar auch sehr für Rechtswissenschaft und Rechtsphilosophie, die tägliche Routine als Anwalt aber war ihm ein Gräuel, und in kaufmännischer Hinsicht war er absolut unfähig. So konnte es passieren, dass er mit Türenknallen abging, wenn ihm ein Mandant auf die Nerven fiel. »Geh *du* doch zu dem, es ist *deine* Praxis«, sagte er dann zu meiner Mutter.

Andererseits liebte er es, ganze Gesellschaften mit kuriosen Ereignissen aus seinem Berufsalltag zum Lachen zu bringen. Dazu gehörte die Anekdote über den Mandanten, der ihm hochaufgeregt seine Vorladung zu einem Termin zeigte. »Oh, Herr Doktor, sehne, sehne!«, sagte er und deutete auf das Datum. Mein Vater verstand erst, als dieser erklärte: Es war *Jom Kippur*. »Herr Doktor, das is Puderbeutel sein Kopp!«, lamentierte der Mandant. Sein Prozessgegner hieß Puderbeutel, und er war überzeugt, dieser Lump habe, um ihn ins Mark zu treffen, dafür gesorgt, dass er den *Jom Kippur* entweihen und bei Gericht erscheinen müsse.

Gern erzählte mein Vater auch von der alten Jüdin, die einmal zu ihm gekommen war, um zu fragen: »Bedarf a Mann a Frau zu schluggn?« Während sie noch sprach, war sie schon dabei, sich die Sachen vom Leibe zu reißen, um ihm die Spuren der Gewalt zu zeigen. »Lassen Se zu, lassen Se zu!«, hatte er entsetzt abgewehrt.

Zu seiner Kundschaft gehörte auch nicht-jüdisches Proletariat, wie jener Mann, der sein Anliegen nur stammelnd vortragen konnte. Mit Mühe verstand mein Vater, dass jemand im Krankenhaus gestorben war und diesem die Goldzähne ausgebrochen worden seien. Er erkundigte sich sehr vorsichtig und taktvoll, an welchem lieben Angehörigen denn so schändlich gehandelt worden sei. Der Mann fragte irritiert: »Warum lieber Angehöriger?« Er war Leichenträger und wollte das Virchow-Krankenhaus verklagen, weil es gefledderte Leichen an die Friedhöfe lieferte. Während es doch seiner Meinung nach das Recht der Leichenträger war, ihr kleines Einkommen durch Leichenfledderei aufzubessern.

Meine Großeltern mütterlicherseits waren beide schon vor meiner Geburt gestorben. Danach übernahm meine Tante Grete die Wohnung in der Rosenthaler Straße 44. Zu allen höheren

Feiertagen richtete sie dort ein Diner für den ganzen Familienkreis aus. Jedes Jahr fanden in dem riesigen Esszimmer auch unsere unvergesslichen *Sederabende* statt.

Als Älteste thronte, solange ich mich zurückerinnern kann, meine Großtante Doris in der Runde. Sie war stets in graue Seide gekleidet, trug ein Band um den Hals und hatte einen Gesichtsausdruck, der mich an eine Bulldogge erinnerte. Doris Schapiro war einst schwerreich gewesen und vor der Revolution aus Russland nach Berlin geflohen. Auch ihre Tochter Sylvia Asarch, die ein ähnliches Schicksal hatte, war immer dabei.

Kinder gab es in der Familie nur wenige – außer mir nur meinen Cousin Kurt-Leo und meine Cousine Hanna-Ruth. Umso wichtiger war Onkel Arthur für uns, ein sehr kinderliebender und lustiger Mann. Arthur bestand aus den unglaublichs-



Familientreffen im März 1932 im Sommerhaus in Kaulsdorf.
Obere Reihe, von links: Herbert Eger, Sylvia Asarch, Mia Eger,
Edith Lewin (eine Nichte aus Riga), Betti Jalowicz, Julius Lewin;
untere Reihe: Kurt-Leo Eger, Margarete (Grete) Eger, Marie Jalowicz;
vorne: Hanna-Ruth Eger, Hermann Jalowicz.

ten Widersprüchen. Schon rein äußerlich fiel er aus dem Rahmen. Die Egers waren normalerweise klein und entweder dick oder mager. Arthur überragte sie alle um mindestens einen Kopf. Alle hatten unauffälliges, dunkles Haar, seins war flam-mend rot. Auch durch sein Wesen fiel er aus dem Rahmen: Arthur war Kommunist und zugleich leidenschaftlich orthodox. Mit seinen religiösen Vorstellungen und Vorschriften machte er seine Schwester Grete, mit der er zeitweise zusammen-wohnte, ziemlich meschugge.

Arthur handelte mit Scherzartikeln. Eine Zeit lang hatte er einen Laden in der Münzstraße, später führte er einen Markt-stand, aber seine Unternehmen machten regelmäßig bankrott.

An Feiertagen gab es ewig Ärger mit ihm: Wenn nach dem Gottesdienst längst alle in der Rosenthaler Straße eingetroffen waren und darauf warteten, dass das Festessen aufgetragen wurde, kam er stets als Letzter. Eine der damals üblichen Re-densarten lautete: »Na, Arthur schließt wiederum die *Schul*



Ansichtskarte von Arthur Eger, Soldat im 1. Weltkrieg, 1915, im Bild links. Text: »Wie könnte man leben, wenn man Millionär und der Krieg vorbei wär, aber sonst sind wir gesund. Viele Grüße Arthur«.

zu.« Immer traf er vor der Synagoge noch Bekannte und unterhielt sich stundenlang mit ihnen.

Wenn er aber am Sederabend vom Auszug der Juden aus Ägypten berichtete, tat er das mit einem solchen tiefen Ernst, als wäre er selbst dabei gewesen. Und jedes Mal, wenn die Liturgie nach der Mahlzeit fortgesetzt wurde, wurde er eine Spur blasser und verkündete, glaubwürdig erschrocken: »Der Sederabend kann nicht weitergehen, es sind Diebe eingedrungen, die den *Afikaumon* gestohlen haben.« Gemeint war ein besonderes Stück der *Mazze*, das wir Kinder versteckt hatten. Wenn wir es herausrückten, bekamen wir zur Belohnung eine Süßigkeit – so war der Brauch.

Schon lange bevor ich zur Schule kam, wollte mir Arthur die hebräischen Buchstaben beibringen. Dies entsprach einer alten jüdischen Sitte. Mein Vater erzählte, wie er als Kleinkind auf dem Schoß seines Großvaters gesessen hatte und dieser zu ihm sagte: »Mein Junge, du bist nun schon drei Jahre alt. Du sollst nicht erst die deutschen Buchstaben lernen und dann unser heiliges Alphabet, sondern umgekehrt.«

Die Art und Weise, in der Arthur diesen Unterricht anfang, brachte meine Mutter allerdings zur Weißglut. Der erste Buchstabe, den er mir aufmalte, war ein »He«. Und er sagte: »Siehst du mein Kind, das ist ein Hei. Und nun wiederhole mal: Hei.«

Das zeigte ich natürlich stolz meinen Eltern: »Schaut mal, das ist ein Hei.«

»Wo hast du diesen Mist her?«, hieß es da sofort. Denn »Hei« statt »He« – das war eine ältere, als unmodern und unfein geltende Aussprache, die ich auf gar keinen Fall lernen sollte.

Mit Tante Grete stritt Arthur sich ständig. Zum Beispiel weil er es liebte, Tee mit vielen Stückchen Zucker zu trinken. Sie hielt das für Verschwendung. »Zucker sparen: grundverkehrt! Der Körper braucht ihn, Zucker nährt«, diesen blöden Reklame-

spruch zitierte Arthur, sobald Grete protestierte, und ließ dabei ein Stück nach dem anderen in seine Tasse gleiten. Mal betonte er den Vers wie ein kleines Kind, das ein Gedicht aufsagt und dann steckenbleibt, das nächste Mal wie ein Schmierenskomödiant. Und Grete rief immer wieder »genug!« – bis meine sehr gestrenge und herbe Tante selbst vor Lachen explodierte. Da hatte Arthur bereits mehr als zehn Stück Zucker in seiner Tasse.

Als ich etwa zehn Jahre alt war, beobachtete ich einmal, wie er ein oder zwei Tage nach *Pessach* am Tisch saß, sich ein Stück Brot mit *Mazze* belegte und albern kichernd immer wieder sagte: »*Chomez u Mazzoh*«* – Gesäuertes und Ungesäuertes. Kein vernünftiger Mensch aß nach den acht Pessach-Tagen noch *Mazze*, aber er machte sich einen Spaß daraus. Da begriff ich, dass Arthur ein Schauspieler war. Man wusste aber nie, wo der Spaß aufhörte und der Ernst anfang.

Die Wohnung in der Rosenthaler Straße war auch der Schauplatz so mancher Familienaneddote, die nur hinter vorgehaltener Hand weitererzählt wurde. Eine davon handelte von meiner Tante Ella und trug sich zu, als ich noch ein kleines Kind war.

Um die Jahrhundertwende war sie für ein paar Monate nach Boldera bei Riga geschickt worden, wo eins der Landgüter der Familie Wolkowyski lag. Damals muss sie eine hübsche, lustige junge Frau gewesen sein, für die es höchste Zeit war, unter die Haube zu kommen. In Riga lernte sie Max Klaczko kennen,

* Zu den Hauptmerkmalen des Pessach-Festes gehört das Verbot, Gesäuertes (hebr. Chomez) zu genießen oder auch nur zu besitzen. Es wird an diesen acht Tagen nur ungesäuertes Brot = *Mazza* gegessen. Nach Pessach aber isst niemand *Mazze*, auch wenn es dann nicht verboten ist. In der Pessach-Haggada, der Erzählung, die am Sederabend vorgelesen wird, heißt es: »Warum ist diese Nacht so anders als die übrigen Nächte? An allen anderen Nächten können wir Gesäuertes und Ungesäuertes (*Chomez* und *Mazza*) essen, in dieser Nacht nur Ungesäuertes.«

und schon bald darauf wurde geheiratet. Dass er ein unerträglicher Psychopath war, ein Nörgler, der ihr das Leben zur Hölle machte, merkte sie erst später.

Mit ihrer Tochter Edit kamen Ella und Max Klaczko einmal aus Riga zu Besuch nach Berlin. Während Ella glücklich war, in ihrer vertrauten Kindheitsumgebung in der Rosenthaler Straße zu sein, ging ihr Mann allein los, um sich die Stadt anzusehen. An jenem Abend im Jahre 1926 blieb er lange aus. Als man schon begonnen hatte, sich Sorgen zu machen, klingelte es. Ein Polizist stand vor der Tür und sagte mit den üblichen Beileidsfloskeln: »Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Gatte beim Überqueren des Fahrdamms bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche tödlich verunglückt ist.«

Ella soll einen Freudenschrei ausgestoßen, den Polizisten umarmt und einen so wilden Tanz mit ihm ausgeführt haben, dass dieser sich kaum auf den Beinen halten konnte. Damit er den Mund hielt, musste man anschließend reichlich zahlen – wobei der Polizeibeamte noch betonte, er sei nicht korrupt. Sogar Onkel Arthur, der zeit seines Lebens pleite war, bot an: »Soll ich noch was dazulegen? Es ist eine ganz schöne Summe.«

Nach wenigen Tagen war Ella Klaczko zur vorbildlich trauernden Witwe ausgestattet, nicht nur äußerlich, sondern auch in der gesamten Haltung. Ihre tatsächliche Lage war elend: Ihr Gatte hinterließ ihr mit seinem Schreibmaschinengeschäft in Riga nichts als Schulden. Ella blieben nur ein paar Schreibmaschinen, mit denen sie in ihrer Wohnung ein Schreib- und Übersetzungsbüro eröffnete.

Oft erzählte mir meine Mutter von den Delikatessen, die sie kennengelernt hatte, als auch sie für ein paar Monate auf Gut Boldera gewesen war. Manchmal fuhren wir auch in ein russisches Feinkostgeschäft in Charlottenburg. Es war für mich

immer ein Fest, diese schönen Sachen zu kaufen. Besonders guten Tee gab es in Dosen mit Goldverzierungen, mit einer seltsamen Beschriftung. Ich fragte: »Warum ist denn hier ein verkehrtrummtes R?« Meine Mutter erklärte es mir: Das war ein Я («Ja»). So lernte ich das russische Alphabet kennen.

Wir kauften zum Beispiel gezuckerte Kljukwa – Moosbeeren, die dick in Puderzucker eingehüllt waren und zum Tee genascht wurden. Oder Kil'ki – Sprotten in Öl – und Grillerbsen: leicht angeräucherte, ganz feine Erbsen. Ich weiß gar nicht, ob das alles wirklich so gut schmeckte oder ob das Sensationelle daran mich so entzückte. Meine Mutter erzählte aus ihrer eigenen Kindheit, dass sie schon im Hausflur erschnuppern konnte, wenn Besuch aus Russland da war. Das Juchtenleder der schweren Ledermäntel war bis ins Treppenhaus zu riechen und auch dieses ganz besondere, intensive französische Parfüm. Diese Düfte waren für sie identisch mit dem Versprechen: Jetzt gibt es Delikatessen. Auch wir bekamen von den Ver-



Das Einschulungsfoto: Marie Jalowicz wird im April 1928 sechs Jahre alt.

wandten aus Riga besondere Köstlichkeiten mitgebracht, zum Beispiel Kalkun – farciertes Putenfleisch. Meine Mutter war begeistert, weil es sie an ihre Kindheit erinnerte, und mir schmeckte es auch sehr gut.

Kurz nach meinem sechsten Geburtstag kam ich in die Grundschule in der Heinrich-Roller-Straße. Es war 1928, die Zeit der großen Arbeitslosigkeit. Im Einzugsgebiet dieser Schule wohnten viele sehr arme Leute. Meine Eltern wollten mich trotzdem nicht in eine exklusive Privatschule schicken. Ich sollte das soziale Umfeld samt seiner Sprache – dem Berliner Dialekt – kennen- und mich darin behaupten lernen. Gleichzeitig wollten sie den Kontakt zu dieser Welt aber auch begrenzen.

Zur Schule brachte mich viele Jahre lang jeden Morgen mein Vater. Dieser gemeinsame Morgenspaziergang mit einem guten Gespräch festigte unsere enge Bindung sehr. Abgeholt wurde ich von der Lewin, meinem Kinderfräulein. Sowie ich zu Hause ankam, wurde ich nackt ausgezogen und von Kopf bis Fuß gewaschen. Die Sachen wurden entweder in die Wäsche getan oder zum Auslüften aufgehängt, und ich wurde vollkommen umgezogen. Denn ich hatte angeblich den typischen muffigen Volksschulgeruch angenommen.

Die dritte Klasse übersprang ich. Meine Eltern hatten schon vor 1933 ein drängendes Gefühl der inneren Unruhe: Ich sollte schnell durch die Schule. Wie einst meine Mutter und meine Tanten wechselte ich von der Grundschule auf das Sophien-Lyzeum über. Die drei Jahre, die ich dort verbrachte, prägten mich nicht besonders. Was mich am meisten beeindruckte, war die Verhaftung unserer Rechenlehrerin, Frau Draeger.* Es

* Margarete Draeger wurde 1933 als Lehrerin zwangspensioniert, weil sie jüdische Vorfahren hatte. Nach verschiedenen anderen Tätigkeiten wurde sie 1942 Zwangsarbeiterin bei Siemens, tauchte vor der Deportation unter, wurde aber 1944 entdeckt und nach Auschwitz deportiert.

muss 1933 gewesen sein: Ich bekam von meinem Sitzplatz aus mit, wie sie daran gehindert wurde, unseren Klassenraum zu betreten. Zwei Männer in Zivil standen vor der Tür. Ich sah, wie sie leichenblass wurde. Wenig später hörte ich Handschellen klicken. Natürlich erzählte ich zu Hause davon. »Versuch doch mal, unauffällig rumzuzufragen, wer das auch gesehen hat«, sagte mein Vater. Das tat ich dann auch, mit dem Ergebnis, dass ich angeblich das einzige Kind war, das diese Szene beobachtet hatte.